Die schwarze Kassette.

Kriminal-Roman von Gaston Rene.

(3. Fortsetzung.)

Auf eine scharfe Frage des Staatsanwaltes, welche er an den alten Diener Francois richtete, ob er über den Verkehr des Herzogs von Bligny mit etwaigen Lebedamen von Paris Auskunft geben könne, erklärte der alte Diener entschieden, daß seit des Herzogs Rückkehr nach Paris von demselben keinerlei Verkehr dieser Art unterhalten wurde. Hier ließ sich also nicht anknüpfen.

Der Staatsanwalt mußte die weiteren Ergebnisse der Untersuchung abwarten.

Francois blieb als Vertrauter des verschwundenen Herzogs in der Villa zurück, um dort Ordnung zu halten.

Als die Gerichtscommission verschwunden war, sank der alte Mann ächzend auf einen Stuhl.

„Mein armer junger Herr!" stammelte er mit zuckenden Lippen. „Und dieser Schuft von John! Wenn er uns wirklich derart betrogen hätte —"

Der Marquis von Brefont fuhr auf das tiefste erschüttert nach dem Polizeipalast und erklärte dort, daß er eine Belohnung von dreißigtausend Franks aussetze für Auffindung des verschwundenen Herzogs, einerlei, ob derselbe noch am Leben sei oder einem Verbrecher zum Opfer gefallen war. Dann kehrte der schwerbetroffene Mann zu seinem Kinde zurück, das in wildem Fieber lag.

3.

Das Glockensignal im Bureau des Pariser Sicherheitschefs ertönte. Ein auswärtiges Polizeibureau meldete sich, und nach kurzer Verständigung mit einem Unterbeamten, begab sich der Polizeichef selbst an den Apparat. Es wartete seiner eine kleine Ueberraschung. Das Polizeibureau XIII meldete die Auffindung einer Leiche, welche man soeben aus dem Seinekanal gefischt hatte. Die begleitenden Umstände waren interessant genug. Der Tode war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und es fehlte ihm — — — die rechte Hand, welche durch einen scharfen Schnitt abgetrennt wurde, oder möglicherweise unter die Schaufelräder eines Schiffes gerathen war. Auf diesen letzteren Gegenstand deutete auch die starke Verstümmelung des Gesichtes, wie überhaupt des ganzen Kopfes hin.

Der Todte schien den ersten Gesellschaftskreisen anzugehören, denn er trug einen eleganten Fracanzug, in dessen Aufschlag noch eine Gardenie steckte. Unter derselben erglänzten mehrere kleine Miniaturorden.

In der Innentasche der Leiche hatte sich zudem eine Brieftasche gefunden, welche, obwohl stark vom Wasser mitgenommen, unzweifelhaft die Identität des Todten bewies. Die Papiere lauteten auf den Herzog von Bligny.

Nachdem der Polizeichef die in solchem Falle nöthigen Anweisungen gegeben hatte, klingelte er ab und machte ohne Verzug dem Staatsanwalt die überraschende Mittheilung.

Seit dem Verschwinden des Herzogs war ein voller Tag vergangen.

Man hatte nun wieder zehn Uhr Vormittags.

Im Laufe des verflossenen Tages wurde ein herrenloses Gefährt in einer entfernten Vorstadt von Polizisten angehalten, das sich als Eigenthum des Herzogs von Bligny erwies. Die Pferde schienen sehr abgehetzt zu sein. Von dem Kutscher John zeigte sich jedoch keine Spur. Das Innere des Wagens wies weder Blutflecken noch sonst verdächtige Zeichen auf. Auch fand sich weder ein Kleidungsstück, irgend ein Papier oder dergleichen vor, welches in diese dunkle Sache einiges Licht bringen konnte.

Der Staatsanwalt hatte sich dieser mysteriösen Angelegenheit angenommen. Er hoffte selbst nicht, den Herzog noch unter den Lebenden zu finden, erwartete jedoch jede Viertelstunde aufklärende Mittheilungen, in welchen Kreisen er die Verbrecher suchen mußte. Nach seiner Ansicht spielte eine Liebesgeschichte mit; vielleicht handelte es sich um ein verlassenes Weib, das durch ihre Freunde Rache an dem Herzog nahm. Darauf deutete der Umstand ganz besonders hin, daß der Herzog unmittelbar vor seiner Vermählung beseitigt wurde. Vorläufig hoffte der Staatsanwalt aber vergeblich auf Gerüchte, die ihm eine bestimmte Spur zeigten. Er besprach sich mit dem Sicherheitschef, und dieser drückte abermals auf einen elektrischen Knopf.

„Holen Sie das „Glasauge"!" befahl er dem eintretenden Unterbeamten. „Wir werden ohne diesen Mann nicht gut auskommen," wendete er sich an den Staatsanwalt.

Dieser nickte nur und machte sich einige Notizen.

Inzwischen erschien eine neue Person in dem Amtszimmer des Polizeichefs. Es war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit einem überaus harmlosen, gutmüthigen Gesichte. Wer Herrn Bernard nicht näher kennen gelernt hatte, mußte ihn für einen Provinzler halten, der nicht viel Wasser trübte. In dieser Annahme täuschte man sich jedoch ganz gewaltig, denn Herr Bernard, welcher den Spitznamen „das Glasauge" unter seinen Collegen und in Verbrecherkreisen trug, war einer der gefährlichsten Detektivs der Pariser Geheimpolizei. Er verstand es in vorzüglicher Weise, sein Aeußeres zu verändern, so daß ihn selbst seine Bekannten nicht wieder erkannten, wenn er eine Verkleidung trug. Diesmal stand Bernard, welcher sich, wenn er nicht gerade eine Spur verfolgte, im Polizeigebäude beschäftigte, in einfachem, dunklen Anzuge vor seinem Chef.

„Es gibt wieder etwas zu thun, Bernard," sagte dieser mit einem vielsagenden Lächeln. „Etwas Großes!"

Der Detektiv nickte nur leicht.

„Es handelt sich gewiß um den verschwundenen Herzog von Bligny," sagte er halblaut. Nicht eine Muskel bewegte sich dabei in seinem harmlosen Gesicht. Selbst die Augen, welche in Momenten der Gefahr oder wenn der Detektiv eine scharfe Spur entdeckt hatte, unheimlich funkelten, blickten ganz unschuldig den Polizeichef an.

„Um den Herzog von Bligny," bestätigte der Staatsanwalt. „Soeben meldete Bureau 13, daß die Leiche des Herzogs aus der Seine gezogen wurde. Wir wollen augenblicklich an Ort und Stelle eilen. Sie begleiten mich wohl, Herr Bernard? Wenn auch wirklich der Todte gefunden wurde, so wissen wir doch nicht das Geringste über die Persönlichkeit des Mörders!"

Das „Glasauge" machte nur wenige Worte, und zehn Minuten später rollte ein Wagen durch das Portal des Polizeipalastes. Man hatte ziemlich lange zu fahren, bis das Bureau 13 erreicht wurde. Der diensthabende Polizeileutnant erstattete seinem Chef kurzen Bericht, indem er an den geöffneten Wagenschlag trat. Dann nahm er auf Anweisung des Polizeichefs neben dem Kutscher Platz und gab diesem die Richtung nach dem Häuschen an, in welches man die aufgefundene Leiche gelegt hatte. Dieses Haus stand unweit des Seineufers, an einer noch unbebauten Stelle. Es diente den Schiffern zur Unterbringung alter Kähne und dergleichen, wies jedoch eine praktikable Thür auf, welche in diesem Augenblick von einem Polizisten bewacht wurde. Der Mann salutirte, als seine Vorgesetzten dem Wagen entstiegen und öffnete dann die Thür.

Es war ein trauriger, öder Raum, in welchem man die aufgefundene Leiche des Herzogs von Bligny gelegt hatte, der noch bis vor kurzem sich mit ausgesuchter Eleganz umgab. Augenscheinlich räumte man in Hast einige Bretter und zerfallene Kähne auf die Seite, um Platz zu schaffen. Die Leiche ruhte auf einem breiten Brett, das die Arbeiter nach dem Seineufer trugen, als ein Schiffer mit seinem Haken den Todten an's Land zog. Die sofort benachrichtigte Polizei ordnete dann das Weitere an.

Der Staatsanwalt betrachtete sich den furchtbar verstümmelten Todten mit kalten Blicken. Für ihn war derselbe in diesem Augenblick lediglich Objekt.

Der Polizeiarzt hatte sich kurz vor dem Verlassen des Justizpalastes der Commission angeschlossen und setzte bedächtig seine goldene Brille auf.

„Oeffnen Sie den Laden dort, damit wir Licht erhalten," befahl der Staatsanwalt.

Der Polizist entfernte die paar Bretter und es wurde hell in dem Raum.

Auf den ersten Blick sah jeder der Anwesenden, daß es sich um eine stundenlang im Wasser gelegene Leiche handelte.

Der schwarze, in überraschender Ordnung befindliche Ballanzug war völlig durchnäßt. Ein Raubmord lag jedoch nicht vor, denn die schwere goldene Kette erglänzte noch über der dunklen Weste. Auch die mit Brillanten besetzte Uhr steckte in der Tasche, war jedoch stehen geblieben.

Der Staatsanwalt ließ den Deckel aufspringen und sagte:

„Die Uhr ist Punkt zehn stehen geblieben. Um diese Zeit wurde der Körper also in die Seine geworfen. Es war dies ein sehr wichtiges Moment. Neben der Leiche auf dem Boden lag die durchnäßte elegante Brieftasche, welche unter einer Krone die Initialen des Herzogs trug.

Der Staatsanwalt musterte die zum Theil freiliegenden Papiere, fand jedoch sonderlich Wichtiges nicht darunter. Das werthvollste Schriftstück war die Geburtsurkunde des Herzogs, welche er wahrscheinlich dem Standesbeamten vorzeigen wollte. Nachdem die einzelnen Stücke notirt waren, ließ der Staatsanwalt die Tasche mit dem gesammten Inhalt zusammenpacken und übergab sie einem Polizeicommissär.

Nun ging der Arzt an die Untersuchung der Leiche. Die linke Hand lag ausgestreckt am Boden, sie zeigte einige werthvolle Ringe, aber keinerlei Verletzungen. Die Finger waren weich und keineswegs hart von etwaiger Arbeit; die rechte dagegen war überm Handgelenk verstümmelt.

Mit einem scharfen Schnitt war das Handgelenk abgetrennt und die Hand zu irgend welchem Zwecke entfernt.

„Wir werden Gelegenheit haben, den unheimlichen Fund im Hause des Barons von Brefont mit diesem verstümmelten Stumpfe zu vergleichen!" sagte der Staatsanwalt ruhig.

Der Körper des Todten zeigte weder an den Füßen noch an der Brust bis zum Halse weitere Verletzungen.

Sogar das feine Batisthemd, in welcher ein überaus werthvoller Diamant steckte, war lediglich vom Wasser durchweicht. Dagegen war der Kopf vollständig verstümmelt. Entweder geschah dies durch schwere Schläge, welche die Züge des Todten nicht mehr erkennen ließen, oder die treibende Leiche gerieth unter die Schaufelräder eines Schiffes.

Der Polizeiarzt mußte seine Untersuchung beenden. Es ließ sich absolut nichts Bestimmtes feststellen, aber Niemand zweifelte, daß man nur den Herzog von Bligny und sonst Niemand anders in dem Todten vor sich hatte. Zu allem Ueberflusse sollte noch diesen Vormittag der Diener des Herzogs, der alte Francois vor die Leiche geführt werden, um jedes Stück des Anzuges sich anzusehen. Der Staatsanwalt gab Befehl, den Todten nach dem Pariser Schauhause zu bringen, wie dies in solchem Falle immer geschieht. Dann kehrte die Gerichtscommission nach dem Justizgebäude zurück.

Eine Stunde später wurde Francois nach der Morgue gerufen.

Kaum hatte er einen Blick auf den schrecklich verstümmelten Leichnam gethan, so stürzte er mit einem jammernden Schrei auf die Kniee.

„Es ist mein armer, unglücklicher Herr!" rief er.

Der begleitende Polizeicommissär hatte alle Mühe, den Alten zu beruhigen; er mußte Francois ersuchen, sich trotzdem jedes einzelne Stück der Garderobe des Todten anzusehen, aber wohin der Diener auch blickte, sei es auf die kleinen Manschettenknöpfe, auf die Uhr oder den im Hemd steckenden Diamanten, er konnte nur immer wiederholen:

„Es ist mein armer, unglücklicher Herr!"

Damit war die Persönlichkeit des Todten festgestellt.

Der Staatsanwalt legte aber trotzdem Beschlag auf dieselbe und gab noch nicht die Einwilligung zur Beerdigung.

Der Baron von Brefont wurde unverzüglich von dem Vorgefallenen benachrichtigt.

Seine Tochter durfte in den wenigen lichten Augenblicken, welche sie hatte, natürlich nichts von der Auffindung des Herzogs erfahren.

Als der Polizeibeamte sich bei dem Baron meldete, stand ein fremder Herr gerade im Begriff, sich zu verabschieden. Es war sicherlich ein Vertreter des hohen Adels, denn seine ganzen Manieren wiesen darauf hin. Er kam wohl, um dem bekannten Baron von Brefont sein Bedauern über den schrecklichen Zwischenfall auszudrücken, denn es war wie ein Lauffeuer bekannt geworden, daß der Herzog von Bligny unmittelbar vor seiner Vermählung verschwand und nun als verstümmelte Leiche im Seinekanal aufgefunden wurde.

Als der Kavalier die Meldung des Dieners vernahm, daß ein Polizeibeamter den Baron zu sprechen wünsche, beeilte er sich zu gehen, aber Brefont ersuchte ihn zu bleiben, da ihn aewiß die neueren Ermittelungen des Staatsanwaltes interessirten.

Der Marquis de Lerma, ein etwa vierzigjähriger Südfranzose, verneigte sich stumm und trat etwas beiseite, während der Polizeibeamte die Schwelle überschritt.

„Was läßt mir der Herr Staatsanwalt sagen?" begann sofort Herr von Brefont in aufgeregter Weise, denn seit zweimal vierundzwanzig Stunden kam er keinen Augenblick mehr zur Ruhe und verfiel gänzlich.

Der Polizeibeamte theilte ihm mit, daß Francois, der Diener des Herzogs von Bligny mit aller Bestimmtheit in der aufgefundenen Leiche seinen Herrn erkannt habe, und somit kein Zweifel mehr herrsche. Der Staatsanwalt stellte dem Baron von Brefont anheim, sich ebenfalls durch Augenschein zu überzeugen, und Brefont erklärte sich nach kurzem Besinnen sofort dazu bereit.

Der Marquis de Lerma hatte bis dahin mit keiner Bemerkung das Gespräch unterbrochen; nun trat er einen Schritt vor und sagte:

„Wenn Sie gestatten, Herr Baron, so begleite ich Sie nach der Morgue! Ich hatte vor zwei Jahren Gelegenheit, den Herrn Herzog in einem Pariser Salon kennen zu lernen, und darf mir wohl etwas auf mein anerkannt scharfes Auge zu gute halten.

Brefont war damit durchaus einverstanden. In der Begleitung des Polizeibeamten fuhren die Herren nach der Morgue. Während der Baron an der Seite des Beamten mit etwas gebeugtem Rücken den Raum betrat, in welchem die auf Eis gelegte Leiche ruhte, folgte der Marquis de Lerma einigermaßen zögernd. Es schien, als berühre ihn nun doch die ganze traurige Umgebung, in welche er sich begab, peinlich. Eine fahle Blässe lag auf seinem Gesicht und die dunklen Augen glitten einigermaßen scheu über den Steinboden der Morgue. Eine kalte Luft schlug auf ihn ein; er stand in dem Leichenraume. Der Baron tastete mit der Hand nach der Lehne eines zur Seite stehenden Stuhles, denn eine Schwäche drohte ihm.

Der Diener drehte zur besseren Beleuchtung einen elektrischen Hebel, und mit einem dumpfen Schrei fuhr Brefont zurück. Er streckte beide Arme abwehrend aus, und murmelte mehrmals hastig hinter einander:

„Es ist der Herzog, darüber ist gar kein Zweifel! Wenn ich auch sein Gesicht nicht mehr erkennen kann, diese Hand mit den mir bekannten Ringen, die Uhrkette, sogar seine Orden — alles sah ich noch wenige Stunden vor seinem Verschwinden! Ich muß hinaus in's Freie, denn mich will eine Ohnmacht anwandeln!"

Der Polizeibeamte reichte dem Baron seinen Arm und geleitete ihn in's Freie.

Der Marquis de Lerma stand noch immer wie zu Stein erstarrt neben dem Todten. Er bohrte seine dunklen Augen förmlich in dessen verstümmeltes Gesicht und es zuckte eigenthümlich um den von einem schwarzen Barte beschatteten Mund des Südfranzosen. Plötzlich zuckte der Marquis heftig zusammen.

Hatte Jemand seinen Arm berührt? Er wendete den Kopf und ein zorniger Blick traf das Gesicht eines unauffällig gekleideten harmlos aussehenden Menschen, der unbemerkt die Leichenhalle betreten hatte.

„Ich bitte um Verzeihung!" stotterte der Mann. „Man hat mich hierhergeschickt, weil auch ich den verschwundenen Herzog kannte. Ich war nämlich in seinen Diensten!"

Der Marquis wendete sich unangenehm berührt ab.

Was ging ihn dieser ehemalige Bediente an. Er wollte rasch die Halle verlassen, doch bewog ihn ein unbestimmtes Gefühl, sich noch einmal umzuwenden. In diesem Moment begegnete er den Blicken des fremden Mannes, und jetzt erschien ihm derselbe durchaus nicht mehr so harmlos wie vorhin. Wie ihn dieser Mensch fixirte! Sollte es vielleicht ein verkleideter Polizeispion sein?

Der Marquis hielt sekundenlang den prüfenden Blick des angeblichen Dieners aus, zuckte dann verächtlich die Schultern und entfernte sich.

Gleich darauf rollte der Wagen, in welchem er mit dem Baron von Brefont Platz genommen hatte, davon.

Der Marquis hatte wirklich alle Mühe, den auf's neue erschütterten Baron von Brefont zu beruhigen. Als er sich von demselben trennte, sagte er mit einem Aufschlag seiner dunklen Augen:

„Darf ich mir erlauben, morgen Vormittag nach dem Befinden der unglücklichen Baronesse mich zu erkundigen? Sie wissen, Herr Baron, welche Hoffnungen ich einstmals hegte? Der unglückliche Herzog von Bligny kam mir allerdings vor, und ich gönnte ihm wirklich das Glück, Leontine zu besitzen! Trotzdem vermag ich auch jetzt nur mit tiefer Wehmuth an die Tage meiner eigenen Hoffnungen mich zu erinnern."

Der Baron schien abgestumpft zu sein gegen solche Worte. Er nickte nur zustimmend und schritt schweigend in sein Haus.

Aus dem Thor der Morgue trat bald, nachdem der Marquis das Gebäude verlassen hatte, das „Glasauge."

Der Detektiv sah dem davoneilenden Wagen eine Weile regungslos nach, dann murmelte er in leisem Tone:

„Ich werde diesen Marquis de Lerma nicht aus dem Auge lassen. Es ist eine Verbrecherphysiognomie, darüber täuscht mich selbst sein glänzendes Auftreten nicht hinweg!"

4.

Das „Glasauge" hatte seinen Chef um die Erlaubniß gebeten, auf eigene Hand, und zwar ganz allein die Innenräume des Palastes des ermordeten Herzogs zu durchsuchen, obwohl dies bereits von Seiten des Staatsanwaltes geschehen war, so hatte selbst dieser gegen den Wunsch Bernards nichts einzuwenden. Er ließ in solchen Fällen einem erprobten Detektiv überhaupt vollkommen freie Hand. Wenn irgend ein Mensch in die mysteriöse und in tiefstes Dunkel gehüllte Mordsache Licht bringen konnte, so war es das „Glasauge".

Davon war sowohl der Staatsanwalt wie auch der Polizeichef überzeugt.

Es war am dritten Abend nach dem Verschwinden des Herzogs, als Bernard, welcher sich in eine Dienerlivree gehüllt hatte, die Glocke auf der herzoglichen Villa zog.

Nach einiger Zeit erschien Francois und fragte mit müder Stimme nach dem Begehr des Fremden.

Bernard blickte sich in der von einigen Laternen beleuchteten Straße vorsichtig um, und als er Niemand bemerkte, der ihm eventuell folgen konnte, flüsterte er dem alten Diener einige halblaute Worte zu.

Francois fuhr entsetzt zurück, öffnete dann aber doch das Thor und ließ den Detektiv ein.

Der Diener schien durch das Erscheinen des Polizeispions verwirrt zu sein.

In der Villa zeigte Bernard, dessen Auftreten nun ein überraschend sicheres war, dem alten Manne die beglaubigte Ermächtigung des Polizeichefs und eine Anweisung des Staatsanwaltes.

„Ihr könnt schlafen gehen, wenn Ihr danach Verlangen tragt!" sagte das „Glasauge" zu dem alten Manne. „Ich werde mich wahrscheinlich die Nacht über in die Privaträume des Herzogs einschließen und dort ohne jede Beihülfe von fremder Seite eine genaue Durchsuchung vornehmen.. Kümmert Euch nicht um das, was ich thue oder wann ich mich wieder entferne. Uebergebt mir einfach die Schlüssel."

Francois war nicht wenig überrascht von solchem Vorgehen. Er konnte doch dagegen nichts thun.

Der Detektiv ließ sich die einzelnen Schlüssel aushändigen, fragte kurz, wo die von dem Herren bewohnten Zimmer lagen und schritt nun, ohne ein weiteres Wort, davon, den Alten einfach stehen lassend.

Francois schüttelte den weißen Kopf und schlich nach seiner Stube. Er hatte die neuengagirten Diener entlassen und nur der in der verhängnißvollen Stunde erkrankte Kutscher befand sich noch im Hause, und zwar in einem Hintergebäude. Es ging besser mit dem Manne und die Ansicht des Polizeiarztes, daß der verschwundene John Franklin dem Kutscher des Herzogs im geeigneten Moment irgend etwas in das Essen warf, das bei demselben dann starke Krämpfe hervorrief, schien sich voll zu bestätigen.

Inzwischen hatte sich der alte Mann welcher untröstlich über die furchtbaren Vorfälle war, so ziemlich erholt. Francois wäre gern zu ihm hinübergegangen, aber der Detektiv befahl ihm, im Hause zu bleiben und zu keinem Menschen von seiner Anwesenheit hier etwas verlauten zu lassen.

Nun stand das „Glasauge" im Vorzimmer der herzoglichen Gemächer. Er zog eine kleine Laterne aus der Tasche und machte Licht. Dasselbe genügte ihm vollkommen bei seinen Untersuchungen. Es war weiß und sehr kräftig. Wenn es nöthig war, konnte er übrigens auch die elektrische Leitung in Thätigkeit setzen, vorläufig dachte er jedoch nicht daran.

Nachdem er die Thür hinter sich sorgfältig abgeschlossen hatte, sah er sich im ersten Raume um.

Bernard entwickelte bei solchen Inspizirungen einen geradezu bewundernswerthen Scharfsinn. Er schritt langsam weiter, denn hier war nichts zu entdecken. Nun befand er sich im Schlafgemache des Herzogs!

Die Thür war durch ein Siegel verschlossen gewesen, aber Bernard hatte vom Staatsanwalt die Berechtigung, dasselbe vorsichtig zu lösen. Das „Glasauge" leuchtete mit seiner Laterne in alle Ecken des prunkvoll ausgestatteten Raumes. Er wußte, daß jeder Teppich untersucht wurde, ob sich jenes verdächtige Billet nicht darin befand. Trotzdem ging er noch einmal an die Untersuchung. Nicht die kleinste Falte blieb unberücksichtigt. Das Gesicht Bernards hatte nun etwas spitzes, fuchsartiges angenommen. Seine Augen schienen an tausend Stellen zugleich zu sein. Wie er aber auch suchte, es fand sich nicht das geringste von Werth für ihn. Mit der Polizellaterne in der Rechten, legte er sich nun platt auf den Boden und kroch unter das große Bett, auch dort jedes Winkelchen ableuchtend.

Nichts, immer nichts!

Er erhob sich, ohne ein Wort zu sagen und schritt unhörbar aus dem Raume. Die Dienermütze hatte er in die Innentasche seines Rockes gesteckt, damit sie ihn nicht genirte. In der Tasche seines Beinkleides ruhte ein scharf geladener Revolver, um für alle Fälle gesichert zu sein, denn das „Glasauge" erlebte mitunter seltsame Ueberraschungen.

Der Detektiv suchte nun den Salon des Herzogs auf, der vom Staatsanwalt nicht versiegelt wurde. Auch hier nahm die genaue Durchsuchung eine längere Zeit in Anspruch. Bernard hatte trotzdem keinerlei Erfolg zu verzeichnen. Nun blieb noch das sogenannte Arbeitszimmer, der wichtigste Raum!

Bernard ärgerte sich nicht im geringsten über die Resultatlosigkeit seiner Arbeit. Er wußte, daß nur zähe Hartnäckigkeit zum Ziele führen konnte. Als er das Siegel gelöst hatte, welches auch den Eingang zum Arbeitszimmer des Herzogs versperrte, schloß er eine Weile die Laterne. Er horchte minutenlang, ob sich etwa irgend ein Geräusch vernehmen ließ. Es regte sich aber nichts. Vorsichtig schob das „Glasauge" den Schlüssel in's Schloß und ließ die Feder zurückschnellen. Im Dunkeln betrat er das geräumige Arbeitszimmer des Herzogs. Er hatte die Thür wiederum hinter sich zugedrückt und verschloß sie sorgfältig. Die Nacht war nicht vollkommen finster, was der Detektiv wußte. Gegen Mitternacht mußte nach seiner Berechnung der Mond aufgehen, und da man die letzten Tage Schneefall hatte, so durfte es ziemlich hell werden.

Nachdem das „Glasauge" wiederum eine Weile gehorcht hatte, ließ der Detektiv das Licht der Laterne aufflammen und beleuchtete den Raum. Er fand, daß dieses Zimmer drei Fenster und eine Glasthür enthielt, welche wahrscheinlich auf einen kleinen Balkon oder eine Freitreppe hinausführte, denn der Raum lag im Hochparterre. Ueber Fenster und Thüren hingen schwere dunkelsammetene Vorhänge, welche geschlossen waren.

Der Detektiv verschloß von neuem die Klappe seiner Laterne und näherte sich der Glasthür, deren Lage er sich gemerkt hatte. Er zog äußerst vorsichtig den schweren Sammet auseinander und blickte in's Freie. Seine Annahme täuschte ihn nicht. Vor der Thür befand sich ein breiter Balkon, der mittelst einer eisernen Treppe mit dem Parke verbunden war.

Eine weite Schneefläche zeigte sich den Blicken des Detektivs. Der Mond war bereits aufgegangen und es herschte im Parke draußen, dessen flockenbedeckte Zweige bewegungslos von den Bäumen herniederhingen, eine fahle Beleuchtung. Kein Laut drang von draußen herein. Der Park war um diese späte Stunde natürlich von keiner Menschenseele belebt.

Das „Glasauge" versuchte die Thür zu öffnen, fand dieselbe jedoch verschlossen, und da er nicht darauf vorbereitet war, besaß er auch nicht den Schlüssel. Er betrachtete sich den Balkon, die Treppe und die nächste Umgebung, zog darauf die Vorhänge wieder dicht zusammen und machte Licht. Er durfte hoffen, von keinem menschlichen Auge während seiner Nachforschungen beobachtete zu werden, obwohl es eigentlich ein leichtes wäre, unbemerkt vom Park nach dem Balkon zu steigen und durch einen schmalen Spalt in das Zimmer zu blicken.

Wer sollte dies aber zu solch ungewöhnlicher Stunde wagen! Wozu auch?

Der Detektiv setzte sein Licht derart auf den Vorsprung einer Säule, daß die Strahlen voll über den Schreibtisch fielen. Ohne Zögern sperrte er die einzelnen Fächer auf, genau so, wie es der Staatsanwalt that. Den einzelnen Papieren widmete nun das „Glasauge" schärfste Aufmerksamkeit. Er hatte ein Buch aus der Tasche genommen und notirte sich von Zeit zu Zeit einige Daten. Stets schob er das Durchsuchte aber wieder in die Fächer zurück. Was er erhoffte, fand er nicht; keine Aufklärung, kein auch noch so geringes Anzeichen, oder ein Hinweis, wo die geheimnißvollen Mörder zu suchen waren! Das „Glasauge" trat zurück und zum erstenmale zog ein Ausdruck der Unzufriedenheit über seine Züge. Dann blitzte es in seinen kleinen Augen seltsam auf. Abermals begann er den großen und wie es schien, altertthümlichen Schreibtisch einer Untersuchung zu unterwerfen. Derartige Möbelstücke besitzen fast immer ein Geheimfach und der Umstand, daß Bernard bis dahin ein solches noch nicht entdeckte, sagte ihm eben nur, daß sich dasselbe sehr gut verbarg. Ein Mann wie Bernard ließ sich indessen nicht so leicht entmuthigen.

Zehn Minuten vergingen, dann stieß das „Glasauge" einen zischenden Laut aus. Er hatte die Geheimfeder entdeckt, welche ein an der Rückwand des Schreibtisches befindliches Fach öffnen mußte. Ein zweimaliger Versuch, dann fiel eine Klappe herunter und mehrere Papiere lagen vor Bernard.

In diesem Augenblick wendete er den Kopf und blickte nach dem geschlossenen Thürvorhang.

Entstand dort nicht soeben ein Geräusch? Vielleicht täuschte sich das „Glasauge" und der kurze Ton kam vom Schreibtisch selbst her. Trotzdem verlöschte Bernard augenblicklich das Licht seiner Laterne und stand mit einem Sprunge an der Glasthür, ebenso schnell riß er den Stoff auseinander und blickte in's Freie. Dort herrschte noch immer der fahle Mondschein. Es war jedoch kein Mensch zu sehen und achselzuckend schritt der Detektiv zum Schreibtische zurück. Er machte von neuem Licht und nahm nun bedächtig die Papiere aus dem Geheimfach. Es schienen sehr alte, theils vergilbte Familiendokumente zu sein. Dabei lag ein Testament des Herzogs, welchem Bernard nur wenig Interesse zunächst schenkte. Er hatte ein zweites Papier entdeckt, dessen Nachtrag ihm wichtiger als alles andere erschien. Mit einem geheimnißvollen Lächeln und mehrmals mit dem Kopf nickend, begann er zu lesen.

Der Trauschein des Herzogs von Bligny lag vor ihm.

Von diesem Dokument hatte sicherlich weder Herr von Brefont noch seine Tochter eine Ahnung.

Der Detektiv las mit halblauter Stimme:

„Im Mai d. J. 1901 — Maurice de Lanterre — vermählt mit Gifa Cornary, Tänzerin der Pariser Oper — Nizza."

Das „Glasauge" streifte beinahe liebkosend mit der Hand über das noch ziemlich neue Papier, über welchem das französische Wappen prangte und stand eben im Begriffe, dasselbe zusammenzufalten, als ein Krachen erfolgte. Dicht vor der Glasthür war ein Schuß abgegeben worden, dessen Kugel die Scheiben zersplitterte und kaum eine Handbreit vom Ohr des Detektivs vorüberfauste, um in die Wand zu schlagen.

„Hollah!" rief der Detektiv, während er in die Höhe schnellte. „Das wird verdammt ernst!"

Mit einem Sprunge stand er an der Glasthür und stieß dieselbe mit einem wüthenden Fußtritte auf. Er riß dabei den schweren Stoff zur Seite und — starrte eine Sekunde lang in das todtbleiche Gesicht des verschwundenen Herzogs von Bligny.

Bernard wurde derart überrascht, daß er zurücktaumelte und sich an die Stirn griff, ob er denn wache oder träumte.

Die Glassplitter am Boden und die durchbohrte Mauer brachten ihn jedoch rasch wieder zur Besinnung. Vor allen Dingen hieß es, sich des Herzogs zu bemächtigen.

Die Thür wich einem erneuten Fußtritte und der Weg war frei.

(Fortsetzung folgt.)

— Mitleid. „Heute Mittag biß sich meine Frau einen Zahn aus, und aus Wuth darüber warf sie mir das Bierkrügel an den Kopf!" — „Sie armer Lückenbüßer!"

Für die Küche.

Jusuppe. Man belegt einen Schraubtopf mit allerlei Abfällen von Schinken, rohem Fleisch, Rauchfleisch und mit Zwiebelscheiben, giebt ein Stückchen Butter und ein paar Pfefferkörner, sowie einige Petersilien- und Selleriescheiben hinzu und läßt das so lange auf dem Feuer schmoren, bis es wie ein guter Braten riecht und goldbraun ist. Dann gießt man tassenweise kaltes, später heißes Wasser an und läßt die Suppe fest zugeschraubt 3—4 Stunden lang und länger kochen. Ein paar Steinpilze, Morcheln oder Champignons sind sehr gut darin. Endlich giebt man die Suppe langsam durch ein nicht zu festes Bouillontuch und wird, selbst wenn nicht mehr als ½ Pfund Fleisch Verwendung fand, durch dieses Verfahren eine tadellose und kräftige klare Bouillon erhalten. Man giebt dieselbe mit beliebigen Einlagen. Langes Kochen ist um so mehr Erforderniß, wenn man nur eine geringen Menge von Fleischresten hat. Verschiedene Reste sind besonders schmackhaft, auch ein Stückchen Rindsniere oder -leber, sowie Geflügelknochen, auch gebraten, können mit Verwendung finden.

Mehlspeise von Aepfeln. Man dämpft geschälte und geschnittene Reinetten oder Borsdorfer in einem Stückchen Butter und einigen Eßlöffeln voll Wasser recht weich, treibt sie durch ein Haarsieb, rührt ¼ Pfund Butter mit 6 Eiern recht schäumig ab, röstet die Hälfte von einem geriebenen Brötchen recht gelb, thut es nebst 8 starken Löffeln voll durchgetriebenen Aepfeln an die Butter, dann den erforderlichen Zucker, Zimmt und die feingehackte Schale von einer Citrone dazu, füllt es in eine mit Butter bestrichene und mit geriebenem Brod ausgestreute Form und läßt es backen.

Reisfritters. Man kocht ½ Pfund gebrühten Reis mit 1½—¾ Quart Milch zu steifem Brei, vermischt diesen, wenn der Reis weich genug ist, mit Zucker nach Belieben, 3—4 Eßlöffeln Orange-Marmelade (an deren Stelle, wenn man den leichtbitterlichen Geschmack dieser Marmelade nicht liebt, andere Marmelade verwendet werden kann), 3 zerquirlten Eiern und etwas frischer Butter und rührt alles so lange auf gelindem Feuer, bis die Eier ganz fest in den Teig eingezogen sind. Man schüttet nun den Reisbrei auf eine flache Schüssel, klopft ihn gut auseinander und läßt ihn erkalten. Sobald er steif und kalt ist, schneidet man Streifen von der Länge eines Fingers, die zwei Finger breit sind, taucht diese in Ei und geriebene Semmel, bäckt sie in heißem Schmalz braun und giebt sie heiß, mit Zucker und Zimmet bestreut.

Rindfleisch auf türkische Art. Man schneidet 4 Pfund Rindslende in daumendicke Scheiben, legt sämmtliche fest übereinander und verschnürt sie gut. Dann sticht man an verschiedenen Stellen mit einem spitzen Messer Löcher, in die man Stückchen Knoblauch steckt. Nun läßt man 10 Unzen Butter zergehen und dämpft darin etwa 3 Stunden ganz langsam das Fleisch, indem man es alle halbe Stunde umwendet. Dann thut man 6—7 reife durchgedrückte Tomaten und einen Teller voll rohe, in Butter gebackene Kartoffel nebst Salz und dünstet es so lange, bis Fleisch und Kartoffeln ganz weich sind. Dann löst man den Bindfaden los, garnirt die Kartoffeln herum und übergießt das Fleisch mit der Sauce.

Rinderbraten, saurer, auf Wildbretart. Ein dickes, großes Stück Rindfleisch aus der Keule oder vom Schwanzstück wird geklopft, in eine Kasserolle gelegt, mit grobgestoßenem Gewürz eingerieben, mit geschnittenen Zwiebeln und Lorbeerblatt belegt, mit sehr mildem rohen Essig übergossen und darin 3—4 Tage marinirt und täglich gewendet. Vor der Zubereitung wird es abgetrocknet, gesalzen, in eine passende Pfanne gelegt, in heißer Butter auf beiden Seiten gebräunt, einige Wacholderbeeren und etwas geschnittene Möhre hinzugefügt. Dann bestreicht man es mit fettem sauren Rahm und schüttet allmählich reichlich ¼ Quart Rahm an die Sauce. Sollte dieselbe zu dick werden, so gießt man etwas heißes Wasser oder dünne Fleischbrühe zu und dämpft den Braten so lange, bis er vollständig weich ist. Die Sauce wird, wenn nöthig, mit Mehl verdickt und der Rand mit etwas kochendem Wasser losgekocht. Man gibt gewöhnlich Salat oder Kartoffeln zu dem Braten.

Linsen auf französische Art. — Die gut verlesenen und über Nacht in kaltem Wasser geweichten Linsen werden mit neuem, kalten Wasser aufgesetzt, ein Weilchen gekocht und das bräunlich gefärbte Wasser abgegossen. Dann gießt man etwas heißes Wasser dazu, legt ein Stück durchwachsenen Speck und einige kleine, geschälte Zwiebeln hinein und läßt alles langsam weich kochen. In einem Stückchen zerlassener Butter bräunt man einen Löffel Mehl und einen Löffel recht fein gehackten Petersilie und Schnittlauch, gibt diese Einbrenne an die Linsen, schwenkt sie eine Weile damit durch, verkocht sie noch 20 Minuten mit etwas Rothwein und gibt sie nebst den Zwiebeln und dem in Scheiben geschnittenen Speck auf.